
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 135. Bromberg, den 17. Juni 1937

Lilians indisches Abenteuer

Roman von Katrin Holland.

(11. Fortsetzung.)

Lilian wußte ja noch nicht, daß sie Lambertz liebte, wußte noch nicht, daß ihr das Schicksal in den letzten Tagen der Jahre, in denen sie sich Eric angehörig glaubte, einen Streich gespielt hatte. Und es war gut, daß sie sich ihrer Gefühle nicht bewußt wurde, daß sie glaubte, mit Lambertz verbände sie nur die gemeinsame Liebe zu ihrem Bruder, denn sonst hätte sie sich verpflichtet gefühlt, mit Arnstruthers darüber zu reden.

Noch einmal versuchte Eric, sie zu überreden, ihn zu heiraten oder Indien den Rücken zu kehren. Sie blieb standhaft.

„Es scheint", sagte er, „als ob wir nie zusammenkommen sollten. Immer tritt etwas Neues zwischen uns. Umstände und Verhältnisse treiben uns immer wieder auseinander, wenn es gerade scheint, als sollte ich dich endlich für mich haben dürfen."

„Vier Monate", tröstete sie.

Draußen auf der schattigen Terrasse, die zur Bucht hinausging, begann die Kapelle ein paar flotte Schlager zu spielen. Menschen strömten durch die Halle und gingen an ihnen vorbei.

Eine sanfte Brise kam vom Meer her. Arnstruthers wünschte zu Gott, daß er in Bombay bleiben dürfe, anstatt versetzt oder abberufen zu werden.

„Ich habe Angst um dich."

Lilian schüttelte lachend den Kopf. „Nicht Eric, nicht. Man muß auch an sein Glück glauben können."

„Es ist Irrsinn", bemerkte er.

Sie zuckte die Schultern. —

In diesem Augenblick kam das Telegramm, das ihn sofort nach Rawalpindi abrief. Er hatte es befürchtet. Eine halbe Stunde später brachte ihn Lilian zur Victoria Terminus Station, von der aus die Züge ins Innere gingen. Arnstruthers fuhr mit schwerem Herzen.

„Nimm dich in acht, Eric, Gott schütze dich", flüsterte Lilian, und reckte sich auf Zehenspitzen zu seinem Abteilfenster hinauf.

Der Zug fuhr an. Sie lief ein Stückchen neben ihm her. Dann stand sie still und winkte noch lange, als könne sie ihm helfen. Zu schnell war dieser Abschied gekommen. Als sie sich umwandte, um durch die Sperre zu gehen, stand jemand vor ihr, den sie seit Tagen nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte.

„Guten Abend" sagte Terence O'Rorke. „So allein? Darf ich Sie begleiten?"

Lilian zögerte kurz. Ihre Gedanken überstürzten sich. Lambertz fiel ihr ein und sein Verdacht. Sie hatte ihn noch nicht von Arnstruthers Abreise benachrichtigen können. War es falsch oder richtig O'Rorkes Gesellschaft anzunehmen?

Sie wußte es nicht. Sie entschloß sich zu einem Ja. Zustimmend senkte sie den Kopf. Nein, sie wollte keine Angst haben. Sie würde auf der Hut sein und vorsichtig, sehr vorsichtig.

„Gottlob", sagte er vergnügt, „ich habe mir schon lange gewünscht, einen Abend in Ihrer Gesellschaft zu verbringen. Kommen Sie."

Und er schwenkte fröhlich, wie ein ausgelassener Schuljunge seinen nagelneuen Tropenhelm durch die Luft. Es sah ganz unverfänglich und impulsiv aus, aber ein mit Asche, dem Zeichen der Buße, beschmierter halbnackter Sadhu-Büßer, der im Schatten des Bahnhofsgebäudes lauerte, verstand das verabredete Zeichen.

*

Joseph Pfnür, der zweite Direktor der Firma Lambertz Söhne, war ein kleiner, untersetzt gebauter Mann von vielleicht fünfzig Jahren. Er schien die Gutmütigkeit in Person. Alles an ihm war rund, sein freundliches, rotbraun verbranntes Gesicht, seine lustigen kleinen Augen, die Spitze seiner Nase, sein Doppelkinn, seine kurzen, kräftigen Hände, sein Bäuchlein und sogar die Kappen seiner Schuhe, die er sich von weither, aus Europa, aus seinem süddeutschen Heimatdorf kommen ließ. Er behauptete, andere nicht tragen zu können und hatte schon manchen braven Schuhmachermeister mit seinen vielen Wünschen zur Verzweiflung getrieben.

Er lebte seit fünfzehn Jahren in Bombay, aber jedes dritte Jahr verbrachte er seinen Urlaub daheim in Bayern, während er seine zahlreiche flachsköpfige Familie in den Sommerwohnsitz aller englischen Beamten, nach Simla, in die Berge hinauf schickte, denn mit Kind und Kegel an den Königssee zu reisen, das konnte er sich doch nicht leisten. Und vielleicht war es für ihn eine bessere Erholung, als er zugestehen wollte, einmal von Frau und Kindern getrennt zu sein. Er war in geschäftlicher Hinsicht kein großes Licht — wenigstens behauptete es Schönlein, der hin und wieder auf Pfnür eifersüchtig war —, aber er war zuverlässig und ehrlich und ohne jeden Arg und falschen Stolz.

Nur seine Mucken waren manchmal recht schwer zu ertragen. Zum Beispiel konnte kein Mensch ihn dazu bekommen, englisch zu sprechen, obwohl er die Sprache ziemlich gut beherrschte. Für ihn hatte das seinen guten Grund. Wenn nämlich die Herren dieses Landes sich nicht dazu bequemten, eine andere Sprache zu lernen und aus Gedankenlosigkeit oder Hochmut annahmen, alle anderen Sterblichen müßten englisch reden, so hatte auch Herr Joseph Pfnür seinen Stolz. Er sprach deutsch, er sprach Hindostani und Gudscharati, aber er sprach kein Englisch, wenn es nicht unbedingt sein mußte. Trotzdem war er überall beliebt. Irgendwie konnte man ihm nicht böse sein. Er war so freundlich — seine bayerischen, derben Flüche verstanden die wenigsten —, so bescheiden und so gleichmäßig. Aber heute schien er seinen Ruf Lügen strafen zu wollen.

Er erschien bereits in schlechter Laune im Bureau, und als er hörte, daß weder der Chef noch sein Schatten, Herr Schönlein, anwesend waren, wurde er noch ärgerlicher. Zum Teufel noch mal — er hatte die ganzen Monate, wäh-

rend Martin Lambertz' Abwesenheit hart gearbeitet, so manches Mal die Nächte durch, und sich redlich mit der Verantwortung, die man ihm allein aufgehalst hatte, geplagt. Jetzt war er müde und abgespannt und fand nicht einmal die wohlverdiente Anerkennung und Ablösung.

Dieser freche, junge intelligente Hund der Schönlein, ihn hatte der Chef mit nach Europa genommen. Der hatte den Kontinent genießen und Deutschland wiedersehen dürfen, während er in Bombay schwitzte; und kaum wieder da, ließ er sich so gut wie gar nicht im Bureau sehen und schien sich als Privatdetektiv ausbilden zu wollen. Wenn der Kerl mal ins Geschäft kam, dann schnüffelte er überall herum und quängelte mit dem netten flinken Laroche herum der Pfnür wirklich eine Hilfe und Entlastung war, und stiftete Unfrieden und spionierte und führte geheimnisvolle Reden im Mund — oder war, wenn man wirklich etwas wissen wollte und genauer fragte, schweigsam wie ein Grab. Und Lambertz . . . ja, es ist eine böse Sache, einen Freund auf so scheußliche Art und Weise zu verlieren...

Pfnür sagte sich das immer wieder. Er selber hatte den jungen Baker nur flüchtig gekannt. Aber war das trotzdem eine Art und Weise, seine Geschäfte so im Stich zu lassen, sich so einfach um gar nichts zu kümmern, sein Interesse auf ein junges Mädchen zu konzentrieren und auf englische Offiziere, und nur für einen Augenblick in die Ballardstreet zu kommen, flüchtig die Post durchzusehen und dann fortzugehen mit einem eiligen und freundlichen „Das erledigen Sie wohl, Herr Pfnür . . .?"

Sehr gern erledigte er alles, was es zu tun gab, es machte ihm nichts aus, das Mädchen für alles zu spielen, das war eben ein Teil seiner Pflicht . . . aber zum Teufel, dann sollte man ihn gefälligst über alles auch genau unterrichten. Er konnte doch nicht den lieben langen Tag vom Zoll zum Lager, vom Schuppen zur Kartothek laufen und von dort reihum durch die Kontorräume, um herauszufinden, was an der der oder jener Sache richtig war oder nicht stimmte.

Auf seinem großen, sauber aufgeräumten Schreibtisch, auf dem sämtliche Gegenstände und die Bilder seiner Familie in genauer Reihenfolge aufgebaut waren, lag eine telephonische Mitteilung. Laroche hatte sie abgenommen und unterzeichnet. Im Hauptzollamt lagerten zehn Traktoren.

Na, Gott sei Lob und Dank, da war die lang erwartete Sendung endlich eingegangen, mit zwei Tagen Verspätung zwar.

Laroche erschien auf Pfnürs Klingelzeichen.

„Ja", sagte er auf seine Frage, „das Avis ist eben mit der Zwölf-Uhr-Post eingegangen. Aber fast zur gleichen Zeit kam ein Telephonanruf vom Hauptzollamt — auf besonderen Wunsch des Herrn Lambertz, der um sofortige Benachrichtigung gebeten hatte, sobald die Sendung einginge."

„Schön", sagte Pfnür, „warum ihm die Traktoren so wichtig sind, weiß ich nicht, aber die Sache scheint in Ordnung zu sein. Vielleicht sind Sie so freundlich, wenn es nun mal so eilig ist, und nehmen die Sendung ab. Lassen Sie das Avis von Herrn Schönlein abzeichnen, Laroche."

Monsieur Schönlein ist nicht da."

„Nicht da. Natürlich nicht. Geben Sie es her."

Schon hatte Pfnür den Halter in der Hand, um zu unterschreiben, als er plötzlich stutzte.

„Was ist denn das"

Absender der Traktoren war eine belgische Firma, mit der sie, soweit er sich entsinnen konnte, noch in keiner Geschäftsverbindung gestanden hatten.

„Lassen Sie doch bitte die Firma in der Kartothek nachsehen, Laroche."

Es dauerte nur kurze Zeit, dann kam Laroche zurück. Er hielt eine weiße Kartothekkarte in der Hand. Pfnür verglich Namen und Anschrift mit dem Avis. Sie stimmten ganz genau überein. Und dabei wußte er doch, daß sie noch nie mit diesen Leuten gearbeitet hatten. Na, vielleicht war diese Verbindung eine Errungenschaft von Lambertz' Europareise, und dieser hatte, durch die Ereignisse der letzten Tage so gründlich in Anspruch genommen, vergessen, ihn darüber aufzuklären. Trotzdem . . . er hielt es für besser, Nachfrage zu halten. Er ging in das Chefzimmer hinüber. Es war leer. Die Privatsekretärin teilte ihm mit, daß der Chef erst gegen Nachmittag käme.

Pfnür fluchte.

Dann sollten die verflixten Traktoren eben noch ein paar Stunden länger warten Wenn Lambertz es mit ihnen so eilig hatte, daß er um telephonische Mitteilung gebeten hatte, dann hätte er ihn eben auch davon unterrichten sollen.

Pfnür war kaum in sein Zimmer zurückgekehrt, wo Laroche noch wartend stand, als ihm ein Telegramm gebracht wurde. Das Telegramm einer Firma in Peshawar, mit der sie seit langer Zeit in guter Verbindung standen. Es trug den Vermerk „Dringend".

Der Text lautete „Verladet expreß bestellte zehn Traktoren". Das warf schon etwas mehr Licht auf die Angelegenheit, zumindest was Lambertz' Bitte um beschleunigte Mitteilung betraf. Trotzdem war es vielleicht besser, Lambertz zu erreichen und seine Zustimmung zur Bezahlung der Zollquittung einzuholen.

Laroche, der immer alles wußte, wußte auch jetzt besser als die kleine Sekretärin Bescheid. Natürlich — heute war doch die Sitzung in der Angloindischen Bank.

Sitzung? Wieso? Wieder hatte man vergessen, ihn zu benachrichtigen. Pfnür steckte sich wütend eine gewaltige Zigarre an, während er versuchte, Lambertz telephonisch zu erreichen. Endlich kam der Bescheid Lambertz wäre frühzeitig fortgegangen. Auch ein Anruf in der Wohnung blieb erfolglos. Nein, sagte die Wirtschafterin, Herr Martin habe für heute das Essen abbestellt.

Pfnür begann, nach Schönleins Aufenthalt zu fahnden. Vergeblich. Bombay schien an diesem Vormittag Chef wie Prokurist der Firma Lambertz Söhne verschluckt zu haben. Pfnür lief, so schnell es ihm seine Beine erlaubten, im Zimmer auf und ab.

Hübsche Lage, das. Und wer war schuld daran — ein Mr. Baker, der sich zu unpassender Zeit eine Kugel durch seinen jungen leichtsinnigen Kopf gejagt hatte, ein blondes schlankes Mädchen, das zu noch unpassenderer Zeit in Indien eingetroffen war, und dieser romantische Herr Schönlein, der besser etwas anderes hätte werden sollen, als Prokurist.

„Was soll geschehen?" fragte Laroche demütig und geduldig. Er stand noch immer an der Tür. „Warten", sagte Pfnür. „Warten wir bis heute nachmittag." Einmal mußte ja Lambertz oder Schönlein auftauchen, wenn sie nicht vorhatten, sich und das Geschäft zu ruinieren.

„Aber es ist dringend", wagte Laroche, dessen Stellung sich in den letzten paar Tagen trotz Schönleins Neckereien irgendwie verstärkt hatte, einzuwenden. „Sicherlich ist es ein Geschäft, das der Chef auf seine eigene Kappe gemacht und nur vergessen hat, Ihnen mitzuteilen."

Pfnür lief rot an. Natürlich war es so. So und nicht anders, aber er wollte das nicht zugeben. Nie und nimmer. Schon fühlte er sich versucht, zu sagen: „Gut, sorgen Sie für die weitere Erledigung" — aber er war zu gewissenhaft, um sich von persönlicher Eitelkeit zu Verantwortungslosigkeiten hinreißen zu lassen.

„Vielleicht", sagte er mit gespielter Ruhe. „Kann gern so sein, aber wenn es ein persönliches Geschäft des Chefs ist, dann soll es das auch in Gottes Namen so bleiben."

„Aber die Firma in Peshawar ist erstklassig."

„Selbstverständlich", erwiderte Pfnür kurz, und damit war Herr Laroche entlassen. Er ging langsam, etwas zu langsam aus dem Zimmer. Pfnür sah ihm nach. Das hatte er nun von all seiner Mühe, vor seinen eigenen Angestellten wurde er bloßgestellt!

An diesem Mittag schmeckten ihm nicht einmal die sorgsam von seiner Frau eigenhändig zubereiteten Knödel, auch hatte er kein Interesse für die Geschichten seiner Kinder, und lehnte den Vorschlag, am Abend in das Eingeborenentheater im Nal Basar zu gehen, energisch ab. Auch der gewohnte Mittagsschlaf wollte sich nicht einstellen. Ihn ärgerte und störte das surrende Geräusch der großen Ventilatoren. Unmutig stellte er sie ab. Es war ein für November ungewöhnlich heißer Tag und ohne den kühlenden Windzug kaum auszuhalten. Aber hier in Bombay war man ja leider für Punkahknaben, die mit der Hand Kühlung fächelten, zu fortschrittlich. Wütend zerknüllte er die Mittagszeitungen, drehte das Radio auf, stellte es ab und ließ sich schließlich müde und unmutig zurück ins Geschäft fahren. Dort berichtete Laroche, daß inzwischen ein Telephonanruf von Peshawar gekommen wäre. Er hätte ihn, da weder der

Chef noch Schönlein sich hätten blicken lassen, abgenommen. Die Firma bäte um sofortige Weiterleitung der Traktoren.

„Und was jetzt?"

Aber ehe Pfnür von sich aus zu einem Entschluß kommen sollte, rollten drei Lastwagen in den Hof ein und brachten die Kisten. Sie kamen von der Speditionsfirma, mit der sie seit Jahren arbeiteten. Lambertz hatte bei ihnen persönlich von der Stadt aus angerufen und den Auftrag gegeben, die Traktoren sofort abzuholen, da sie gleich weitertransportiert werden sollten.

Der Zoll war bereits bezahlt.

Lambertz mußte alles mit dem Hauptinspektor, den er persönlich gut kannte, geordnet haben.

Man hatte Pfnür also tatsächlich übergangen. Laroche schien ihn etwas spöttisch anzulächeln. Pfnür schluckte, so gut es ging, seinen Ärger hinunter. Es würde sich schon später einmal die Gelegenheit finden, Lambertz sein Betragen vorzuhalten, jetzt sollten jedenfalls die Kunden der Firma nicht darunter leiden und prompt bedient werden.

Und er gab Laroche den Auftrag, die Verladepapiere nach Peshawar fertigzumachen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vetter mit den Kniffen.

Heitere Skizze von **Bruno Richter.**

Eberhard war aus Afrika zurückgekommen. Seine Haut stach wenig vom Leder des verräucherten Sessels ab, in dem er saß.

Beate hockte ihm gegenüber und erzählte tonlos weiter, was beide gestern schon bis in die Nacht hinein besprochen hatten. Wie Karl starb und das Gut verschuldet hinterließ. Daß es ertraglich jetzt zwar besser werde, aber wie doch gerade die Kleinigkeiten des täglichen Lebens unüberwindlich blieben. Sparen zu müssen, wäre ja noch nicht so schlimm. Aber die vielen unerträglichen, eigensinnigen Menschen und Dinge um einen herum brächten einen Menschen zum Verzweifeln. Jawohl, zum Verzweifeln und deswegen lohne sich das Dasein wirklich kaum. —

Der Afrikaner hörte zu. Reglos. So wie etwa im Hochgebirge eine Felswand in der Abendglut ein paar plaudernde Spaziergänger unter sich vorüberziehen läßt.

„Weißt du", sagte er dann, „daß du ebenso gut täglich einen Löffel Gift nehmen könntest, als dich und das Leben so zu sehen? — Ich sprach gestern schon mit etlichen aus dem Dorf hier, die nichts, wirklich gar nichts haben. Die pfiffen sich eins und waren guter Dinge. Einer erzählte mir ganz begeistert, daß er heiraten werde. Du aber und etliche deiner Nachbarn, ihr hattet mal sehr viel, und ihr habt auch heute noch allerhand, und ihr findet das Leben scheußlich. Man kann darüber nur staunen — oder wütend werden —"

„Ach, — vielleicht hattest du es eben doch leichter mit deinem Leben drüben —"

„Mag sein. Typhus und Malaria nicht mitgerechnet, ersoffen mir in meinem dritten Jahre drüben meine ersten, unter teuflischen Mühen erworbenen Rinderherden. Und das Wasser stand dann meterhoch auf denselben Weiden, auf denen ich im nächsten Jahre auf vierzig Fuß Tiefe keinen Tropfen davon erbohren konnte, so daß ich das neugekaufte Vieh erschießen mußte, um's nicht verdursten zu lassen. Zwei Jahre darauf wüteten Pest und Ruhr in den Herden, und schließlich mußte ich im neunten Jahre meiner glorreichen Laufbahn wieder nach Windhuk gehen, um Schreiber zu werden. Drei Tage saß ich dort. Dann zog ich mit einem geborgten Ochsenkarren wieder landeinwärts, um das Schachspiel mit Wasser, Dürre und Ruhr, mit Dornen, Disteln und Rinderpest, mit Malaria und Typhus aufs neue zu beginnen. Na — und nach weiteren sieben Jahren konnte ich „Matt" ansagen. Ich hatte die Partie gewonnen. Sie ging um meine heutigen vierzigtausend Schafe. Dafür ist mir allerdings manches von eurer Drangsal hier erspart geblieben. Einmal soll euch ja tatsächlich der Rotwein ausgegangen sein?"

„Höhne nicht! — Du unterschätzt das hiesige Dasein eben doch!"

„Na hör mal, es gibt vom Pol bis zur Sahara keinen Erdenwinkel, wo diese Widerhaken des täglichen Kleinkrams nicht zu finden wären. Denen kommt man aber doch mit ein paar Kniffen und Tricks bei. — Was drückt dich denn so zunächst am meisten?"

„Na ja, du wirst natürlich lachen. Aber da ist schon das Verhältnis zu meiner Mutter. Sie ist hoch siebzig. Ich kann ihr nichts befehlen, nicht mit Strafen drohen, kein Bitten und Beschwören nützt, ich bin glatt ohnmächtig, und sie setzt mit krankhaftem Eigensinn alles durch, was mich zum Rasen bringt. Ich muß um fünf Uhr früh 'raus. Die bitter nötige Nachmittagsruhe aber vergällt sie mir, indem sie in voller Absicht mit knarrenden Stiefeln auf den Gängen herumläuft. Tausendmal stellt sie dieselben lächerlichen Fragen. — Dagegen hilflos zu sein, macht für gewöhnlich kränker als der Kampf gegen eine große Gefahr. Da nützen keine Kniffe und Tricks. Glaub's schon!"

Sie schwiegen. Die alte Dame trat ein. Rüstig, aber mit gequältem Lächeln. Eine typische Verneinerin aus Laune, taxierte der Vetter sofort. Dann sprachen sie von Hunderterlei, und Beate verbarg ihr staunendes Schmunzeln, als Eberhard der Alten erzählte, daß der Arzt eben dagewesen sei, und er hätte bei Beate nervöse Zustände vorgefunden.

Dazu nickte die Alte und meinte, das hätte sie sich längst gedacht.

Ja, nickte Eberhard trübe, Beate solle möglichst wenig allein gelassen werden und auch keinerlei absolute Stille um sich haben. Sonst bestünde Gefahr. Man müsse sie gleichsam immer stören oder sich wenigstens nebenan geräuschvoll aufhalten. Der Doktor, der dies verordne, sei eine Leuchte auf diesem Gebiet. —

Dann aßen sie. Um drei Uhr stellte Beate verwundert fest, daß sie herrlich geschlafen habe. „Nicht verwunderlich", meinte der Vetter, „es war totenstill im Hause." Von der Mama war auch in Zukunft kaum noch etwas zu spüren. Sie nahm sich später mal den Eberhard beiseite und erklärte ihm, daß sie keinen Anlaß sähe, ihrer Tochter bei diesem Heilprozeß behilflich zu sein, denn die kümmere sich auch nicht genügend um sie, wenn sie mal leidend wäre.

So verlief der erste Kniff des Vetters aus den Tropen. Andere folgten. Die ewig jammernde Tante Minni, die immer ungebeten erschien, lud er äußerst höflich ein, die fröhlichen Ferienkinder ein wenig zu betreuen, die er sich demnächst holen würde. „Gern", sagte sie und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Einem Knechte, der stahl, gab er mehr Land und erhöhte seinen Lohn. Einen anderen, der trotzdem recht dickfellig weiterklaute, schmiß er sehr gemütlich raus, und alle Mägde in der Umgegend meinten, er sei ein außergewöhnlich lustiger und hübscher Mann.

Nach drei Wochen lachte Beate. Nach zwei Monaten sang sie, und nach einem halben Jahr war sie so aufgeräumt, daß sie sagte: „Weißt du was, Du könntest mich eigentlich heiraten!"

„Hab' ich Wasser, Pest und Dürre bezwungen, soll mir's darauf auch nicht ankommen! Ich wollte dich ja schon mal haben. Vor zweiundzwanzig Jahren —"

„Wär ich viel zu dumm für dich gewesen —"
Und sie gingen gemeinsam zu Tisch.

Irrtum in der Hofapotheke.

Eine Spitzweg-Miniatur von **Sophie v. Droste-Hülshoff.**

Herr Florian Rettenegger, der ehrsame Erste Provisor der königlichen Hofapotheke zu München hantierte hinter dem breiten, braunen Ladenbudel eifrig mit Mörser und Stößel. Zu einem feinen weißen Pulver mischte er ein schwach rosarot gefärbtes, dann noch ein weißes. „Karl, gib mir mal eine Schachtel her —" Die Pulvermischung wurde in eine große, runde, hellgrüne Pappschachtel gefüllt, und Herr Rettenegger malte mit spitzem Gänsekiel zierlich die Verordnung auf den Deckel: „Dreimal pro Tag eine Messerspitze voll zu nehmen."

„So, Frau Mooshuber, hier haben S' Ihr Magenpulver, das hilft, werden S' sehen, es hilft gewiß!"

Die Mooshuberin bedankte sich schön: „Ach ja, Herr Apotheker, ich wär schon arg froh, wenn' helfen tät! Wissen S, das Magenweh, das ist wirklich kein G'spaß net! Gestern abend hab' ich Zwetschgenknödl g'macht — ja no, was kocht man auch allerweil, sparen muß man doch auch, net wahr — also da hab' ich Zwetschgenknödl g'macht, net wahr, mit recht schmalzige Semmelbrösel darüber, so wie's mein Mann gern mag. Mein Alter hat ja schon ziemlich viel 'gessen, so fuchzehn Stück werden's wohl gewesen sein! Und dann hat er die ganze Nacht kein Auge zugetan. Wie ein G'spenst ist er die ganze Nacht herumg'wandert in seiner weißen Zipfelmütz'n — — —"

Der Herr Provisor hörte teilnehmend zu. Hinter dem Aufbau von Tiegeln und Gläsern auf dem Ladentisch lugte der Lehrbub Karl Spitzweg hervor. Eigentlich sollte er Signaturen auf Büchsen und Schachteln und auf die langen Papierschwänze, die man um die Hälse der Medizinflaschen band, schreiben. Aber er schaute sich lieber die Mooshuberin an. Seine klugen Augen glitten flink über ihr spitzes Gesicht mit der langen Nase, die alte Schute mit den roten Stoffrosen, die falschen, schon ein bissel fuchsigen Schmachtlocken, die darunter hervorsahen, das schottisch gemusterte Umschlagtuch — — —

Endlich verließ sie die Offizin. Der Provisor gähnte und erklärte, er ginge jetzt Kaffee trinken, der Karl könne nun auch eine Weile allein aufpassen. Dem jungen Lehrling kam das gerade recht. Rasch schob er Zettel und Schachteln beiseite, holte einen Papierbogen aus der Tasche und begann zu zeichnen. Bald war das wohlgelungene Bild einer Frau auf dem Blatt zu sehen: Die Mooshuberin wie sie leibte und lebte, vom Schutenhut bis zu den Zeugstiefeletten!

Da öffnete ein neuer Kunde die Apothekentür. Der Professor Hingerl von der Kunstakademie pflanzte sich breit vor dem Ladentisch auf und verlangte seine Pillen, die ihm das Zipperlein im linken Knie vertreiben sollten. Dienstfertig eilte der Lehrling zum Seitentischchen, wo die vom Provisor fertiggemachten Pulver, Pillen und Tränklein samt den Rezepten bereitstanden. Dabei schielte er heimlich zu dem Kunden hinüber. War das ein komischer Kauz mit seinem fleckigen Frack, der dicken Brille, den schütteren, langen Künstlerlocken und dem breiten Schlapphut! Karl Spitzweg packte die Pillenbüchse in buntes Seidenpapier, überreichte sie dem Kunden mit höflicher Verbeugung und mußte leise schmunzeln, als der bebrillte Professor mit wehenden Frackschößen, aus deren hinteren Taschen ein rotes Schnupftuch und eine Rolle Zeichenpapier herausguckten, zur Tür hinausstürmte. —

Der nächste Tag war ein Sonntag. Leiser Regen trommelte an die Fensterscheiben der Stube, in der Karl Spitzweg noch im Bett lag, ohne einstweilen an's Aufstehen zu denken. Heut' hatte er Zeit. Plötzlich schellte es an der Wohnungstür. Karl Spitzweg horchte auf und hörte ein erregtes Zwiegespräch zwischen seiner Mutter und einem Fremden: „. . . unerhört . . . Lausbub, miserabliger . . . hat mir gestern statt meiner Pillen für's Zipperlein — Abführpillen eingepackt!! Bauchweh hab' ich gekriegt — ich sag' Ihnen, Frau Spitzweg, Bauchweh!!! Wo ist der Mistbub, daß ich ihn bei den Ohrwascheln nehm'?"

Der angehende Apotheker erkannte die Stimme des Professors Hingerl, und da fiel ihm siedendheiß ein: Teufel, er hatte gestern in der Eile wirklich statt der blauen Pillenschachtel für das professorale Zipperlein die gelbe für den an Verstopfung leidenden Sekretarius Rinser erwischt! O je, o je — — Wütende Schritte näherten sich der Kammertür. Mit einem Satz sauste der Spitzweg Karl aus dem Bett, schlüpfte in den großen Kleiderschrank und hielt dessen Tür zu. Da polterte auch schon der zornige Professor in die Stube.

„Na wart — du Lausbub — das Bauchweh sollst du —"

Die rauhe Stimme brach plötzlich ab. Man hörte noch ein halblautes, erstauntes: „Na — jetzt sowas — — —", und dann war es still. Mäuschenstill. Vorsichtig spähte Spitzweg durch eine Fuge im Schrank. Du lieber Himmel — da stand der Professor am Tisch und betrachtete eingehend ein großes Blatt, auf dem der junge Apothekerlehrling ihn gestern abend noch rasch gezeichnet hatte: ihn, den Herrn Professor Hingerl in Person, wie er mit grimmigem Gesicht und fliegenden Frackschößen zur Tür der Offizin hinausfegte! Das kann ja gut werden, dachte Karl Spitzweg und drückte sich tiefer zwischen die Kleider. Doch des Professors Stimme klang merkwürdig sanft, als er nach einiger Zeit rief: „Frau Spitzweg, wo ist denn der Karl?"

„Muß schon in seinem Zimmer sein!" ertönte es von draußen. Der Professor schaute unter das Bett, faßte nach der Schranktür. Verzweifelt hielt sie der junge Sünder von innen zu. Half aber nichts, Professor Hingerl öffnete, griff ins Dunkel, erwischte den Missetäter beim Ohr und führte ihn im Hemd, wie er war, zum Tisch.

„Wer hat das gezeichnet, Bürscherl — hm?"

Karl Spitzweg deutete stumm auf seinen Namen, den er groß und breit unter seine Zeichnung geschrieben hatte.

„Ja, das hab' ich mir gedacht!" schmunzelte der Professor. „Weißt du auch, du Lauser, daß du viel zu schad' bist, um in der Hofapotheke — falsche Pillenschachteln zu verkaufen?!"

„Ich hab' noch viel mehr gezeichnet!" sagte Karl Spitzweg, dessen Mut langsam zurückkehrte. Er mußte seine Skizzenbücher und Studienblätter sofort herbeibringen, der Professor setzte sich breit an den Tisch und prüfte die Arbeiten sehr eingehend.

„Manches ist wohl noch ein bissel unbeholfen", erklärte er zum Schluß, „aber Talent hast du, und es wäre schad', wenn du es nicht nützen würdest!"

Er sagte dies auch der Mutter des jungen Apothekerlehrlings. Doch die Verwandten waren der Meinung, ein wohlbestallter Apotheker sei besser als ein windiger Maler. So mußte Karl Spitzweg seine Lehrzeit in der Hofapotheke brav zu Ende führen und nach seiner Freisprechung einen Gehilfenposten in Straubing annehmen. Doch die Freude am Zeichnen ließ sich nicht unterdrücken, sie blieb während der Jahre in der Donaustadt und der Universitätszeit in München. Eine Erkrankung gab schließlich den äußeren Anstoß, daß Karl Spitzweg seinen Beruf an den Nagel hängte, um sich völlig der Malerei zu widmen. Er war schon achtundzwanzig Jahre alt, als er sich entschloß, „unter die Künstler zu gehen" und fortan nur noch seinen Bildern zu leben.



Lustige Ecke



Er hat recht!

Lehrer: „Welche Zähne bekommt der Mensch zuletzt?"
Peter: „Die falschen, Herr Lehrer."

*

Pech.



„Und du sagtest doch, daß das Segel im Regen nicht einlaufen würde!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.